



BEVERLY BARTON

KILLING TIME

Weltbild

»Er liebt sie, er begehrt sie – er tötet sie!«

Er himmelt sie an, er schickt ihr Liebesbriefe, kleine Aufmerksamkeiten und schließlich Zeichnungen in eindeutiger Pose. Dann entführt, vergewaltigt und ermordet er sie und begibt sich auf die Suche nach der nächsten Auserwählten. Während Sheriff Bernie Granger und ihr Stellvertreter Detective Jim Norton mit allen Mitteln versuchen, den Serienkiller zu stoppen und die weiblichen Bewohner von Adams County zu beruhigen, scheint der Killer großen Gefallen an Bernies Schwester gefunden zu haben ...

Beverly Barton

Killing Time

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Sabine Schilasky

Weltbild

Die Autorin

Beverly Barton hat mehr als fünfzig Bestsellerromane veröffentlicht, viele davon preisgekrönt. Unter anderem wurde sie mit dem Romantic Times Award für ihr Gesamtwerk ausgezeichnet. Sie ist Mutter zweier erwachsener Kinder und lebt mit ihrem Mann in Alabama. Mehr Infos über Beverly Barton und ihre Romane finden sich auf ihrer Website: www.beverlybarton.com

Die amerikanische Originalausgabe von Killing Time erschien 2006 unter dem Titel Close enough to kill.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2006 by Beverly Beaver

Published by Arrangement with Kensington Publishing Corp., New York, NY USA

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2008 by Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Sabine Schilasky

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-623-7

Er ist näher als sie glaubt ...

Meinem Ehemann Billy
Für die Liebe, Geduld und Fürsorge,
auf die ich mich in unseren vielen gemeinsamen Jahren
stets verlassen konnte.

Danksagung

Von Herzen danke ich zahlreichen wundervollen Mitarbeitern der Polizei von Alabama, deren Hilfe bei den Recherchen zu diesem Buch von unschätzbarem Wert war. Ohne ihr Wissen wäre ich kaum in der Lage gewesen, meine Fakten zu überprüfen und das fiktive Sheriff-Büro in Alabama – hoffentlich – möglichst realistisch darzustellen. Deshalb geht mein Dank an:

Philip M. Davis, Pelham Police Department, Pelham, Alabama

Lt. Shane Fulmer, Chilton County Sheriff's Department, Clanton, Alabama

Tom Wright, pensionierter Captain des Anniston Police Departments, Anniston, Alabama

Lt. Frank DeButy, Decatur Police Department, Decatur, Alabama

George W. Leak (pensionierter Staatspolizist in Alabama)

Kapitel 1

Lieber Gott, bitte, lass ihn mich umbringen, betete Stephanie Preston.

Sie lag auf der schmalen Pritsche und lauschte ihrem schnellen Herzschlag. Während sie an die Decke des kleinen, dunklen Raums starrte, versuchte sie sich vorzustellen, sie wäre an einem anderen Ort. Zu Hause bei Kyle. Oder bei der Arbeit, umgeben von Menschen, die sie kannte und denen sie vertraute. Oder vielleicht in der Kirche, wo sie im Chor sang. Überall, nur nicht hier. Bei jedem, nur nicht bei ihm.

So sehr sie sich auch bemühte, sich in Gedanken aus der Wirklichkeit des Augenblicks herauszumanövrieren, weit weg von ihrer Umgebung und dem, was ihr geschah, sie schaffte es nicht, gänzlich in ihre Phantasie zu fliehen.

Streng dich an. Denk an letzte Weihnachten. Daran, wie überrascht du warst, als Kyle dir einen Antrag machte, auf den Knien, vor deinen Eltern und deinen Schwestern.

Als gerade das Bild ihrer lächelnden Eltern vor ihrem inneren Auge erschien, rammte der Mann auf ihr wieder in sie hinein, diesmal stärker und wütender. Seine Finger bohrten sich in ihre Hüften, während er sie nach oben zog, um seine wilden Stoßbewegungen zu vertiefen. Er steigerte die Härte und Tiefe seiner Stöße und forderte von ihr, was er jedes Mal verlangte, wenn er sie vergewaltigte.

»Sag es.« Er knurrte die Worte beinahe. »Sag es. Du weißt, was ich hören will.«

Nein, ich werde es nicht sagen. Diesmal nicht. Ich kann es nicht. Ich kann es nicht.

Sie lag stumm und regungslos unter ihm, sehnte sich nach dem Tod und wusste zugleich genau, was als Nächstes kam.

Er wurde langsamer, dann hielt er inne und stützte sich weit genug auf, um ihr ins Gesicht zu sehen. Sie schloss die Augen, weil sie ihn nicht ansehen wollte. Sie verschloss sie vor der Fratze des Schreckens.

Er packte sie, klemmte ihr Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger ein, so dass die Spitzen seiner Finger schmerzhaft in ihre Wangen stachen. »Mach die Augen auf, Schlampe. Mach die Augen auf und sieh mich an.«

Ihre Lider flatterten. Hör nicht auf ihn. Diesmal nicht. Sei stark.

»Warum bist du so ungezogen?«, fragte er mit einem Unterton echter Verwunderung in der Stimme. »Du weißt, dass ich dich zwingen kann, alles zu tun, was ich will. Warum machst du es dir so schwer? Dir ist doch klar, dass du mir am Ende sowieso gehorchst.«

»Bitte ...« Sie öffnete die Augen und sah ihn durch einen Tränenschleier hindurch an.

»Bitte was?«

Obwohl sie sich fest vornahm, nicht zu weinen, stiegen ihr die Tränen in die Augen. Es gefiel ihm, wenn sie weinte. »Beende es einfach.«

»Wenn du willst, dass es ein Ende hat, dann sag mir, was ich hören will. Sonst muss ich dich bestrafen. Und ich werde es sehr lange dauern lassen.« Er neigte den Kopf über ihre Brust, öffnete den Mund und bleckte seine Zähne. Bevor sie reagieren konnte, senkte er seinen Mund über ihre Brustwarze und biss zu.

Sie schrie auf vor Schmerz, während er mehrmals in sie hineinstieß und jedes Mal etwas härter.

Als er sich mit dem Mund ihrer anderen Brust näherte, stöhnte sie und rief hastig: »Ich

liebe dich. Ich will dich mehr, als ich jemals einen Mann gewollt habe. Bitte, Darling, liebe mich.«

Er lächelte. Gott, wie sie dieses Lächeln hasste.

»Du bist ein braves Mädchen. Und weil du mich so nett bittest, gebe ich dir, was du willst.«

Sie lag unter ihm und ließ die Vergewaltigung über sich ergehen. Jede Sekunde davon war ihr zuwider. Sie verachtete ihn und sich selbst dafür, dass sie ihm schon wieder nachgegeben hatte.

Das kann nicht ewig so weitergehen. Früher oder später wird er mich töten.

Ich hoffe, er tut es bald. Ich hoffe, er tut es sehr bald.

Er stand auf der anderen Straßenseite an der Ecke und beobachtete, wie sie aus dem Wagen stieg und den Gehweg zu ihrer Vorderveranda entlangging. Wie reizend sie war. Es würde ihm Freude machen, sie zu zeichnen, doch ehe er damit beginnen konnte, musste er sie aus der Nähe sehen. Wenn er ein Bild von ihr schuf, wollte er jedes Detail richtig hinbekommen. Die Schrägstellung ihrer Augen. Die Wölbung ihrer Nase. Den vollen Schwung ihrer Lippen. Ihr Hals war lang und schmal, ihr Körper war genau richtig. Als Erstes würde er sie anrufen. Einfach mal hallo sagen, um Kontakt herzustellen. Der Klang ihrer Stimme konnte ihm verraten, ob sie für seine Schmeicheleien empfänglich war. Auf das, was sie sagte, würde er gar nicht hören. Frauen logen so oft – es sei denn, man zwang sie, die Wahrheit zu sagen. Aber er konnte allein an der Art, wie eine Frau sprach, genau erkennen, ob sie interessiert war oder nicht.

»Thomasina, Thomasina. Was für ein bezaubernder Name für eine bezaubernde Dame.« Der Gedanke an das gegenseitige Umwerben erregte ihn. Er genoss diese Tage, die dem Moment vorausgingen, in dem eine Frau vollkommen sein Eigen wurde. Sie waren die Ouvertüre zum Paarungstanz, die das Vergnügen noch intensiviert, jene unglaublich köstlichen Ereignisse, die sie auf das Unausweichliche vorbereiteten.

Allerdings konnte er nicht anfangen, Thomasina ernsthaft zu umwerben, bevor er nicht seine gegenwärtige Beziehung beendet hatte. Zwar beobachtete er sie und brachte alles über sie in Erfahrung, was er konnte, aber aus der Entfernung. Er war nicht die Sorte Mann, die eine Frau mit einer anderen betrog. Das war nicht sein Stil. Dennoch würde es nicht leicht, mit seiner derzeitigen Liebe Schluss zu machen. Sie war so verliebt in ihn. Anfangs war er ganz wild nach ihr gewesen, als sie noch eine Herausforderung für ihn darstellte und ihn auf eine vergnügliche Jagd geführt hatte. Und das erste Mal, als sie sich liebten, war es gut gewesen, wenn auch nicht ganz so gut, wie er es sich erhofft hatte. Sicher wusste sie schon, dass ihre Beziehung dem Ende zuzuging und sie beide frei sein wollten. Bald.

Vielleicht sagte er es ihr heute Abend.

Natürlich würde sie weinen. Sie weinte überhaupt sehr viel.

Und sie würde ihn bitten, ihn anflehen und ihm versprechen, alles zu tun, was er wollte.

Armer Liebling. Es würde sie schier umbringen, wenn er ihr sagte, dass ihre Affäre vorbei war.

Sheriff Bernie Granger zog sich die Jacke aus, hängte sie auf den Garderobenständer im Windfang, nahm sich dann das Waffenhalter ab und hängte es über ihre Jacke. Jeder einzelne Muskel tat ihr weh. Sie hatte seit beinahe sechsunddreißig Stunden nicht mehr geschlafen, seit zwölf Stunden nichts mehr gegessen und brauchte dringend mehr als die Katzenwäsche am Waschbecken, auf die sie sich gestern und heute beschränkt hatte. Es war die dritte Suche, die sie innerhalb der letzten zwei Wochen geleitet hatte. Und alle drei Male war sie einer Spur gefolgt, die sich im Nichts verlor.

Derweil versuchte sie angestrengt, optimistisch zu bleiben und einer Familie Hoffnung zu spenden, die kurz davor war, jedwede Zuversicht zu verlieren. Das war alles andere als leicht, aber Bernie weigerte sich, das Handtuch zu werfen und sich geschlagen zu geben. In den zweieinhalb Jahren, die sie Sheriff von Adams County in Alabama war, hatte sie stets Glück gehabt. Einen einzigen Mord hatte es seit ihrer Amtseinführung gegeben, und der Täter saß inzwischen lebenslang im Gefängnis von Donaldson. Vier Fälle von vermissten Personen hatte sie bisher bearbeitet. Der erste Fall war innerhalb von vierundzwanzig Stunden gelöst worden.

Dabei handelte es sich um einen älteren Alzheimerpatienten, der von zu Hause weggelaufen war und sich im Wald verirrt hatte. Der zweite war für alle Beteiligten ziemlich hart gewesen, weil es um einen vermissten Dreijährigen ging.

Nachdem sie den Jungen zwei Tage später blutig und zerkratzt in einer tiefen Schlucht fanden, hatte Bernie sich in einen stillen Winkel zurückgezogen und geweint – heimlich, ohne dass ihre Hilfssheriffs sie sehen konnten. Sie war einer von nur fünf weiblichen Sheriffs in der Region und musste sich nach außen unverwundbar geben, wenn sie überleben wollte. Zum Glück erwies sich der dritte Vermisstenfall als falscher Alarm, da die angeblich verschwundene Frau ihren Mann schlicht verlassen hatte und mit einem anderen durchgebrannt war.

Und jetzt arbeitete Bernie am vierten Vermisstenfall. Stephanie Preston, eine junge Frau, die erst vor fünf Monaten geheiratet hatte, wurde seit zwei Wochen vermisst. Zuletzt war sie gesehen worden, als sie das Adams County Junior College verließ, wo sie zweimal wöchentlich Abendkurse besuchte. Rein technisch gesehen war das ein Adams-County-Fall, da sich die Frau zuletzt in diesem Bezirk aufgehalten hatte und der College-Campus außerhalb der Stadtgrenzen von Adams Landing lag. Trotzdem war auch das Jackson County Sheriff Department an dem Fall dran, da Stephanie in Scottsboro wohnte und der dort zuständige Sheriff Mays ihr Onkel war.

»Du siehst schrecklich aus«, sagte Robyn, als Bernie in die Küche kam.

Sie sah ihre jüngere Schwester an und grinste. »Ich fühle mich auch schrecklich.«

Bernie und Robyn waren so verschieden wie Tag und Nacht.

Robyn war groß, hatte eine Modelfigur und eine schwarze Lockenmähne. Obwohl schon achtundzwanzig, war sie immer noch Single und wollte es auch so. Seit sie das College vor acht Jahren ohne Abschluss verließ, hatte sie ihre Jobs ebenso häufig gewechselt wie ihre Beziehungen. Vor einem Jahr dann war sie schließlich nach Adams Landing zurückgekehrt und hatte mit finanzieller Unterstützung ihrer Eltern ein kleines Fitnessstudio aufgemacht, das überraschend gut lief.

Bernie war auch groß, aber sehr viel üppiger als Robyn. Sie trug ihr glattes braunes Haar

meist zu einem Pferdeschwanz gebunden und gelegentlich zu einem sauberen Knoten aufgesteckt. Gleich nach der Highschool hatte sie ihre Sandkastenliebe geheiratet und war mit ihm zusammen zum College gegangen. Nach vier Jahren Ehe, zwei Fehlgeburten und mindestens drei Affären Ryans hatten sie getrennte Wege eingeschlagen. Bernie war wieder nach Adams Landing gezogen, hatte als Hilfssheriff angefangen und war vor knapp drei Jahren zum Sheriff gewählt worden, als ihr Vater nach beinahe dreißig Jahren im Amt in den Ruhestand ging.

Robyn wohnte bei ihren Eltern, verbrachte jedoch hin und wieder einige Tage bei Bernie. Diesmal war sie mit einem Koffer in der Hand vor Bernies Tür aufgetaucht und hatte verkündet, dass sie dringend eine eigene Wohnung bräuchte.

Brenda Granger, ihre Mutter, war eine altmodische, fromme Südstaatenlady, die wenig von Robyns wechselnden Liebschaften hielt. Und als sie Robyns aktuellen Liebhaber dabei ertappte, wie er sich um fünf Uhr morgens aus dem Haus schlich, war ihr endgültig der Kragen geplatzt.

»Mom hat alle paar Stunden angerufen und nach dir gefragt«, erzählte Robyn. »Sie macht sich Sorgen um dich.«

»Klar macht sie sich Sorgen um mich. Um dich übrigens auch, denn schließlich sind wir beide Singles und kinderlos.«

Robyn grinste. »Ja, man sollte fast meinen, sie hat uns nur gekriegt, damit wir ihr Enkelkinder schenken.«

Bernie ging durch die Küche, öffnete einen Schrank und holte eine Tüte gemahlene Kaffee heraus. »Hast du mit Mom geredet und dich wieder mit ihr versöhnt?« Sie nahm die Glaskanne aus der Kaffeemaschine, trug sie zur Spüle und füllte sie mit kaltem Wasser.

»Du weißt doch, wie Mom ist. Sie redet nicht mit einem, sondern hält Predigten. Nein, wir haben uns nicht wieder vertragen und werden es wohl auch nicht tun. Mein Gott, sie ist in den Fünfzigern aufgewachsen und noch gar nicht im einundzwanzigsten Jahrhundert angekommen. Weißt du, was sie mir über außerehelichen Geschlechtsverkehr gesagt hat?«

Bernie schnalzte kurz mit der Zunge. »Hmm ... lass mich raten. Erwähnte sie zufällig den alten Spruch von dem Mann, der keine Kuh kauft, wenn er die Milch umsonst haben kann?«

Robyn kicherte. »Sie könnte sich wenigstens mal was Neues ausdenken, findest du nicht?«

Bernie schüttete das Wasser in die Kaffeemaschine und schaltete sie ein. Dann nahm sie sich eine Tasse aus dem Schrank.

»Möchtest du auch?«

»Was?«

»Kaffee. Es ist koffeinfreier. Willst du?«

»Nein danke. Ich muss gleich weg. Paul Landon führt mich nach Huntsville zum Essen aus.«

Paul Landon? Gott stehe uns bei! Robyn konnte es allemal besser treffen als mit Paul. Außer dass der Kerl gut aussah, hatte er nichts zu bieten. Na ja, sein Aussehen und einen

reichen Daddy. Er hatte zwei Scheidungen hinter sich, angeblich ein Alkoholproblem, und die ganze Stadt war sich einig, dass er keinen Pfifferling wert war.

Andererseits war nichts dabei, wenn Robyn mit ihm ausging, solange es ihr nicht ernst mit ihm wurde. Und das war eher unwahrscheinlich. Da Adams County nicht direkt überquoll vor begehrenswerten Junggesellen, war es nur verständlich, wenn Robyn sich vorübergehend mit einem der wenigen verfügbaren vergnügte. Bernie selbst hatte das letzte Mal vor vier Monaten ein Date gehabt, mit Steve Banyan. Steve war Witwer, hatte drei Kinder, eine beginnende Halbglatze und den Ansatz eines Bierbauchs. Innerhalb eines Monats waren sie viermal zusammen ausgegangen. Bernie hatte ihn ganz nett gefunden, allerdings auch festgestellt, dass sie nur wenig gemein hatten. Steve war Apotheker, fünfzehn Jahre älter als Bernie und so, wie er über seine verstorbene Frau sprach, offensichtlich immer noch sehr verliebt in sie.

»Hör mal, falls ihr zwei beschließt, die Nacht gemeinsam zu verbringen, dann seid ihr entweder sehr, sehr leise oder ihr nehmt euch gleich ein Motelzimmer«, sagte Bernie.

»Ich bin todmüde und brauche dringend Schlaf.«

»Das ist unser erstes Date«, erwiderte Robyn. »Da ist es höchst unwahrscheinlich, dass ich mich gleich von ihm ins Bett zerrren lasse. Auch wenn Mom mich gern für hoffnungslos verkommen hält, habe ich doch meine Prinzipien.«

Bernie rang sich ein mattes Lächeln ab. Gott, sie war entsetzlich müde und wollte nur noch eine Tasse Kaffee und ein Sandwich, gefolgt von einem langen, heißen Bad. Und anschließend wünschte sie sich zehn Stunden Tiefschlaf. Na ja, wenn sie Glück hatte, blieben ihr sechs. Morgen musste sie zeitig ins Büro, denn der neue Mitarbeiter kam. Seit Bill Palmer nach seinem Herzinfarkt vor mehreren Monaten in den Ruhestand gegangen war, hatte sie keinen Chief Deputy mehr. Erst hatte sie überlegt, jemanden aus ihrem Büro zum Leiter der Ermittlungen zu machen, aber das wäre schwierig geworden, weil sie zwei gleich qualifizierte Mitarbeiter in dieser Abteilung hatte, die auch noch ungefähr gleich viele Dienstjahre vorwiesen. Als sie, wie so oft, ihren Dad um Rat bat, empfahl er ihr, sich jemanden von außerhalb zu holen.

»Man kann nie wissen, ob nicht irgendwo gerade ein hochqualifizierter Polizist sitzt, der einen Tapetenwechsel braucht«, hatte R. B. Granger gesagt. In Bernies Augen war Robert Bernard Granger der beste Polizist, den es je gegeben hatte. »Ich habe noch Kontakte in Alabama, Tennessee und Georgia. Soll ich ein bisschen herumtelefonieren? Vielleicht finde ich jemanden für dich. Du wirst dich natürlich auch umhören. Möglicherweise hast du in Huntsville oder Chattanooga Glück. In den Großstädten gibt es immer mal wieder Männer, die gerne irgendwohin wechseln, wo es etwas ruhiger zugeht.«

»Oder Frauen.«

»Wie?«

»Männer oder Frauen, Dad. Hast du vergessen, dass der Sheriff von Adams County eine Frau ist?«, fragte sie halb im Scherz. Seit ihr kleiner Bruder Bobby mit zwölf Jahren bei einem Pfadfinderpicknick im Fluss ertrank, war die etwas burschikosere Bernie für ihren Vater eine Art Ersatzsohn.

Sie hatte an der Highschool Basketball, Fußball und Softball gespielt, wenn auch mehr ihrem Vater zuliebe als wegen der eigenen Freude am Sport. Und sie war diejenige, die

mit ihm Fußballspiele im Fernsehen ansah, mit ihm zum Angeln ging und sogar einmal im Jahr auf die Jagd.

R. B. Granger hatte den Arm um Bernie gelegt und gesagt:

»Du weißt doch, wie stolz ich auf dich bin. Du setzt die Familientradition fort. Mit dir stellt die Grangerfamilie in der dritten Generation den Sheriff von Adams County.«

Draußen hupte ein Auto und riss Bernie jäh aus ihren Gedanken in die Gegenwart zurück – und in ihre Küche.

»Das wird Paul sein«, sagte Robyn.

»Na, da haben wir ja einen wahren Gentleman! Statt zur Tür zu kommen, hupt er nach dir.«

Robyn stöhnte. »Du hörst dich schon an wie Mom.« Sie sprang auf, hauchte Bernie einen flüchtigen Kuss auf die Wange und lief aus der Küche, wobei sie laut rief: »Hab dich lieb, Schwesterherz! Warte nicht auf mich.«

Bernie hörte ihre Schwester noch kichern, ehe die Haustür ins Schloss fiel. In dem Moment, da Bernie allein war, drehte sie seufzend den Kopf und dehnte die schmerzenden Nackenmuskeln. Als sie auf die Kanne in der Kaffeemaschine blickte und sich gerade eine Tasse einschenken wollte, bevor sie sich ein Sandwich machte, schrillte das Telefon. Sogleich beschleunigte sich ihr Herzschlag. Mehrere ihrer Hilfssheriffs durchkämmten noch mit der Polizei von Adams Landing und einigen Freiwilligen aus Jackson County das Gebiet um Craggy Point. Ein Augenzeuge schwor, er hätte dort gesehen, wie eine Frau, auf die Stephanies Beschreibung passte, mit einem stämmigen Schwarzen stritt – an einer Raststätte.

»Sheriff Granger.« Sie umklammerte den Hörer krampfhaft, bis ihr Blick auf die Rufnummernanzeige fiel und sie stöhnte.

»Bin ich beruhigt, dass du zu Hause bist«, sagte Brenda Granger. »Hast du was gegessen und ein Bad genommen? Soll ich kommen und dir schnell was kochen? Ich könnte dir auch Reste von unserem Abendessen bringen. Dad und ich hatten Schmorfleisch und ...«

»Nicht nötig, Mom. Ich wollte mir gerade ein Sandwich machen.«

»Ein Sandwich? Was für eins?«

»Erdnussbutter und Marmelade«, antwortete Bernie, weil es das Erste war, was ihr einfiel.

»Du ernährst dich viel zu ungesund«, sagte Brenda. »Deshalb wirst du auch diese zehn Pfund nicht los, die du um die Hüften zugelegt hast.«

»Mom, ich bin hundemüde. Können wir nicht ein andermal über meine Essgewohnheiten und mein Gewichtsproblem reden?«

»Natürlich.« Brenda machte eine kurze Pause. »Ich möchte, dass Robyn und du am Sonntag zum Essen kommt.«

»Okay, ich werde kommen, wenn ich kann. Und ich sage Robyn Bescheid, sobald sie ...«

»Ist sie nicht da?«

Bernie dachte sich blitzschnell eine Notlüge aus, damit ihr eine längere Diskussion erspart blieb: »Sie ist unter der Dusche. Ich sage es ihr, wenn sie wieder rauskommt, und ich glaube schon, dass sie am Sonntag mitkommt.«

»Schön. Ich habe den neuen Pfarrer eingeladen. Er ist unverheiratet. Außerdem kommen

Helen und ihr Sohn Raymond.

Raymonds Scheidung ist jetzt übrigens rechtskräftig, deshalb haben Helen und ich beschlossen, dass er sich dringend mal wieder verabreden sollte.«

»Gute Nacht, Mom. Wir sehen uns Sonntag.«

»Ja, Kleines. Gute Nacht.«

Bernie hängte auf. Wenn sie Robyn erzählte, dass ihre Mutter sie am Sonntag zum Essen erwartete und auch noch zwei potenzielle Ehemänner für sie eingeladen hatte, würde ihre Schwester gewiss ausflippen. Aber letztlich würden sie selbstverständlich beide hingehen und die hartnäckigen Kuppelversuche der verzweifelten Möchtegern-Großmutter über sich ergehen lassen.

Jim Norton schloss die Tür seiner gemieteten Doppelhaushälfte in der Washington Street auf. Während der Fahrt durch die Stadt war ihm aufgefallen, dass viele der Straßen in Adams Landing nach Präsidenten benannt waren – Washington, Jefferson, Madison, Monroe. Bevor er hineinging, tastete er nach einem Lichtschalter, den er auch prompt fand. Er hatte das Haus angemietet, ohne es vorher gesehen zu haben, weil es komplett möbliert und einzugsfertig angeboten worden war. Nachdem er ins Haus gegangen und seinen Koffer auf dem Dielenfußboden abgestellt hatte, schloss er die Tür hinter sich und verriegelte sie.

Das Wohnzimmer sah so aus wie die in den meisten möblierten Häusern. Alles war sauber und ordentlich, wenngleich die Möbel, die Vorhänge und die Teppiche leichte Abnutzungserscheinungen zeigten. Diese Häuser waren eben nicht als Heime gedacht, sondern eher als Schlafplätze für Männer wie ihn. Und er hatte schon seit langem kein Heim mehr, genauer gesagt, seit er von Mary Lee geschieden war. Natürlich hätte er sich auch ein Haus kaufen oder ein hübscheres mieten und selbst möblieren können, doch wozu? Als er für die Polizei in Memphis arbeitete, hatte er kaum Zeit zu Hause verbracht. Eigentlich hatte er in seiner Wohnung dort nur geschlafen, geduscht und gelegentlich gegessen. Es wäre etwas anderes gewesen, wenn Mary Lee und er sich das Sorgerecht für Kevin geteilt hätten. Dann hätte Jim wahrscheinlich ein Haus für sich gekauft. Aber Mary Lee hatte das alleinige Sorgerecht und Jim ein mickriges Besuchsrecht zugesprochen bekommen, wobei Mary Lee auch noch über die Häufigkeit der Besuche entschied. Heute Abend war er von Memphis aus hierher durchgefahren, auf dem Highway 72 quer durch das nördliche Mississippi und Alabama. Adams County war ein kleiner Bezirk in der nordöstlichen Ecke von Alabama. Die Staatsgrenzen von Tennessee und Georgia waren nur einen Katzensprung entfernt. Der Tennessee River trennte die Bezirkshauptstadt Adams Landing von der nächstgelegenen Stadt Pine Bluff.

Nach der langen Fahrt war Jims Nacken furchtbar verspannt, und sein schlimmes Knie schmerzte höllisch. Eine einzige Unterbrechung zum Tanken hatte er sich auf der Fahrt aus seiner Vergangenheit in seine Zukunft gegönnt. In seine trübe Zukunft. Nicht dass seine Zukunft bei der Polizei von Memphis besonders rosig ausgesehen hätte. Nein, seine Aussichten dort waren überaus trüb gewesen, seit er in Ungnade fiel und zu Unrecht einem Verdacht ausgesetzt worden war, der seine Karriere seither wie eine dunkle Wolke überschattete.

Er ließ seinen Koffer an der Tür stehen und ging durchs Haus. Vom Wohnzimmer kam er in eine kleine, zweckmäßige Küche. Nachdem er dort das Licht ein- und wieder ausgeschaltet hatte, sah er sich erst das eine, dann das andere Schlafzimmer an. Dann kam das Bad. Wanne und Dusche waren kombiniert, der Raum klein, aber sauber. Jim hatte extra ein Haus mit zwei Schlafzimmern genommen, weil er wollte, dass Kevin sein eigenes Zimmer hatte, wenn er ihn hier besuchen kam.

Er ließ das Licht im Bad an und ging hinüber zum Bett, auf dessen Kante er sich setzte. Bevor er sich hinlegte, sollte er wenigstens seine Zähne putzen, dachte er, obwohl ihm der Gedanke kam, dieses eine Mal gegen die übliche Routine zu verstoßen. Also streifte er Schuhe und Socken ab, zog sich bis auf die Boxershorts aus und stieg ins Bett.

Mehrere Minuten lag er da und rechnete damit, sofort einzuschlafen. Erst nachdem er eine ganze Weile gewartet hatte, wurde ihm klar, dass er erst etwas gegen die Schmerzen im Knie nehmen musste, bevor ihm Schlaf beschieden wäre. Er hatte zwei Möglichkeiten, die sich beide in seinem Koffer befanden: entweder Whiskey oder das Schmerzmittel, das ihm der Arzt verschrieben hatte. Widerwillig stand er auf, holte seinen Koffer ins Schlafzimmer und wühlte in seinem Kulturbeutel nach dem Plastikfläschchen. Dann nahm er eine Tablette und legte sich wieder ins Bett. Er starrte hinauf an die Decke und beobachtete das Schattenspiel auf den weißen Dämmplatten. Das Licht im Bad hatte er angelassen und die Tür nur leicht angelehnt, weil er Dunkelheit hasste, vor allem wenn er in einem fremden Zimmer schlief.

Wenn die Tablette nur schnell wirkte. Jim wünschte, sie wäre zugleich Schmerz- und Schlafmittel, denn wenn sie ihn nicht schläfrig machte, würde er mal wieder ins Grübeln verfallen. Dann lag er Stunden wach und dachte an Mary Lee und Kevin und daran, wieso er in dieser verschlafenen Kleinstadt war. Und solche Gedanken waren nichts als eine sinnlose Übung in Selbsterniedrigung.

Er hatte Mary Lee an der Universität von Tennessee kennengelernt und sich unsterblich in sie verliebt. Gleich nach seinem Examen hatten sie geheiratet. Die ersten paar Jahre waren gute Jahre gewesen. Eine Zeitlang waren sie glücklich.

Und Kevins Geburt war der beste Tag in Jimmys Leben gewesen. Er hatte nie gewusst, dass man jemanden so sehr lieben konnte, wie er seinen Sohn liebte. Damals glaubte Jimmy noch, die Welt stünde ihm offen. Zwar war der Traum von einer Profikarriere im Football mit der Knieverletzung begraben, aber dafür hatte er eine neue und vielversprechende Laufbahn bei der Polizei von Memphis eingeschlagen.

Schnell hatte er es zu einem der jüngsten Detectives gebracht, und das Leben war auf einmal schön. Bis sein Übermut und seine dämliche Arroganz seinen Partner das Leben kosteten.

Danach war alles in die Brüche gegangen, einschließlich seiner Ehe. Als er Mary Lee mit einem anderen Mann im Bett ertappte, wollte er beide auf der Stelle umbringen. Und das hätte er auch beinahe getan. Beinahe.

An jenem Tag war er aus seinem Haus marschiert, und zwei Wochen später reichte er die Scheidung ein. Das Wort »verzeihen« kam in Jims Wortschatz nicht vor, denn seiner Meinung nach gab es einige Sünden, die unverzeihlich waren.

Während der letzten sieben Jahre hatte Mary Lee ihm das Leben so schwergemacht, wie

sie irgend konnte. Erst versuchte sie, Kevin gegen ihn aufzubringen, dann machte sie dauernd Zicken wegen des Besuchsrechts. Folglich war er nicht einmal überrascht gewesen, als sie vor sechs Monaten wieder heiratete und ihm daraufhin verkündete, sie würde mit ihrem neuen Mann nach Huntsville ziehen. Kevins Stiefvater war kürzlich in die »Raketenstadt« versetzt worden.

»Du kannst ja alle paar Monate nach Huntsville kommen und Kevin besuchen«, hatte Mary Lee gesagt. »Und er kann jeden Sommer für eine Woche zu dir kommen.«
»Auf keinen Fall!«

Ihm war klar gewesen, dass es keinen Sinn hatte, erneut vor Gericht zu ziehen. Mary Lee mochte eine Schlampe sein, aber sie war keine schlechte Mutter. Und Jim hatte durch sein Verhalten bereits vor Jahren bewiesen, dass er kein besonders guter Vater war. Damit blieb ihm nur eine Möglichkeit, wenn er seinen Sohn regelmäßig sehen wollte: Er musste näher nach Huntsville ziehen. Sechs Monate hatte es gedauert, bis er einen Job – den richtigen Job – in der Nähe von Huntsville gefunden hatte. Schließlich musste er genug verdienen, um seinen Unterhaltungspflichten nachzukommen und auch noch selbst zu leben. Die Position des Chief Deputy in einer Kleinstadt war eine Degradierung gegenüber der eines Lieutenants bei der Polizei von Memphis und bedeutete eine Gehaltsminderung von über zwanzigtausend Dollar im Jahr. Aber nach seinen Berechnungen reichte es, da die Lebenshaltungskosten hier geringer waren als in der Großstadt.

Und für Jim zählte vor allem, dass er nun nicht einmal eine Stunde von seinem Sohn entfernt wohnte.

Stephanie fragte sich, wann er zurückkäme. Ohne Kalender oder Uhr wusste sie weder welcher Tag noch wie spät es war.

Es könnte zwölf Uhr mittags oder Mitternacht sein. In dem Raum waren keine Fenster, und das einzige Licht kam von der nackten Glühbirne an der Decke, die zu hoch hing, um ohne Leiter heranzukommen. In den ersten Tagen hatte sie, wann immer er sie allein ließ, alles versucht, um zu entkommen. Aber sie erkannte bald, dass sie nur auf demselben Weg hier rausgelangen könnte, auf dem sie hereingekommen war: durch die Tür oben an der Treppe, durch die er sie in den Keller hinuntergezerrt hatte. Vor einer Woche? Vor zwei Wochen? Ihr kam es vor, als wäre sie seit einer Ewigkeit hier unten eingesperrt.

Er fesselte sie nicht mehr, wenn er ging. Sie konnte sich in dem dreieinhalb mal dreieinhalb Meter großen Raum frei bewegen. Wahrscheinlich handelte es sich um den einzigen Kellerraum eines teilunterkellerten alleinstehenden Hauses oder sonstigen Gebäudes. In der Ecke befanden sich eine Dusche, ein Waschbecken und eine Toilette in einer Art Holzkabine, als wäre dieser Bereich einmal als Ersatzschlafzimmer mit Bad geplant gewesen. Die Holzwände mussten ursprünglich gelb gestrichen gewesen sein, waren allerdings zu einem schmutzigen Cremeton verblasst.

Der ganze Raum war feucht und schimmelig. Der Gestank haftete allen Gegenständen darin an, was jedoch nicht viele waren – ein Bett mit Stahlrohrgestell, ein Stuhl und ein Schreibtisch. Sie musste sich an den Schreibtisch setzen, wenn er ihr Essen brachte, was

er fast täglich tat. Zuerst hatte sie sich geweigert zu essen, aber dann bestrafte er sie und sagte, er würde ihr nicht erlauben, sich zu Tode zu hungern.

Als er sie das erste Mal vergewaltigte, hatte sie sich gewehrt.

Doch sie begriff schnell, dass die Strafe umso härter ausfiel, je mehr sie sich widersetzte. Dabei folterte er sie nie so sehr, dass sie ohnmächtig wurde. Noch nicht. Er quälte sie gerade genug, damit sie schrie, denn das gefiel ihm. Manchmal vergewaltigte er sie mit einer Flasche oder einem Phallus aus Holz, bevor er sie bestieg. Und er liebte es, sie zu beißen. Überall auf ihrem Körper fanden sich Abdrücke seiner Zähne, nebst Dutzenden von kleinen Brandnarben, wo er ihr brennende Zigaretten in die Haut gedrückt hatte. Die meisten Verbrennungen waren auf ihrem Po und ihren Brüsten.

Er hatte sie so viele Male vergewaltigt und sie so oft gefoltert, dass sie an gar nichts anderes mehr denken konnte. In ihrem Kopf war einfach kein Platz mehr für das Leben, das sie hatte, bevor der Irre sie entführte. Dabei hatte sie keineswegs schnell aufgegeben oder etwa aufgehört zu hoffen und zu beten, sie möge entkommen. Wieder und wieder war sie die Treppe hinaufgestiegen, die in die Welt draußen führte, hatte gegen die Tür gehämmert und um Hilfe geschrien. Aber es gab keine Hilfe für sie, keine Hilfe auf Rettung. Vor ihr lag nichts als noch mehr Verzweiflung und Misshandlung. Sie wollte sterben. Sie sehnte sich nach dem Tod. Nur wenn sie starb, wäre sie endlich frei von ihm. Aber in diesem Raum war nichts, was sie benutzen konnte, um sich das Leben zu nehmen. Also konnte sie nur darauf hoffen, dass er ihrer bald überdrüssig würde und sie umbrachte.

Das Schloss in der Tür klickte. Stephanies Körper verkrampfte sich, und sie wollte schreien. Stattdessen stand sie wie versteinert da. Sie wusste, dass das Monster die Tür öffnen und die Treppe herunterkommen würde.

Sie horchte, die Augen auf die Holztreppe gerichtet, und hörte seine Schritte. Langsam und gleichmäßig, ohne jede Eile. Er ließ sich Zeit.

»Guten Abend, Stephanie«, sagte er mit einem selbstzufriedenen Lächeln.

»Ist es Abend?«

»Ja, es ist fast elf Uhr.«

Er sah sie an. Seine Augen wanderten von ihrem zerzausten Haar bis zu ihren nackten Zehen. Er brauchte nichts zu sagen, denn sie wusste auch so, was er von ihr erwartete. Ihr war gestattet, einen schwarzen Morgenmantel zu tragen, sonst nichts, und auch das nur, wenn er nicht da war. Mit tauben, zitternden Fingern löste sie den Gürtel und schob sich den Mantel von den Schultern. Er fiel hinunter und landete als weiche, schwarze Wolke zu ihren Füßen.

»Meine bezaubernde Stephanie.«

Er kam zu ihr, nahm ihre Hand und führte sie zum Bett.

Auch hier brauchte er nichts mehr zu sagen. Sie legte sich hin, spreizte die Beine und breitete die Arme aus.

»Du gibst dir solche Mühe, mir zu gefallen«, sagte er. »Das liebe ich an dir.«

»Ich liebe dich«, sagte sie, weil sie wusste, dass er es hören wollte. »Ich will dich mehr, als ich jemals einen Mann gewollt habe. Bitte, Liebling, schlaf mit mir.«

Schnell und ungeduldig wie immer zog er sich aus. Was würde er ihr heute antun? Er

musste ihr zuerst irgendwelche Schmerzen zufügen, bis er erregt genug war, um sie zu vergewaltigen.

Aber nein, diesmal anscheinend nicht. Als er über ihr stand, heftig atmend und mit einem irren Funkeln in den Augen, sah sie, dass sein Penis schon vollständig erigiert war.

»Dreh dich um«, befahl er ihr.

Da sie wusste, was er vorhatte und dass es zwecklos war, sich zu widersetzen, rollte sie sich auf den Bauch. Sie wartete auf den ersten Schlag, doch er kam nicht. Stattdessen streichelte er ihren Po und das beinahe zärtlich. Dann fühlte sie, wie er auf sie stieg. Sie hielt den Atem an und im nächsten Moment rammte er in sie hinein. Während sie vor Schmerz wimmerte, stieß er immer kräftiger zu und kam binnen Minuten. Er war noch in ihr, als er ihre Schulter küsste. Im nächsten Augenblick griff er in ihr Haar und riss ihren Kopf hoch.

Das hatte er noch nie zuvor getan, und so wusste sie nicht, was sie als Nächstes erwartete. Plötzlich fühlte sie etwas, das unter ihrem Kinn gegen ihren Hals drückte.

»Möchtest du, dass ich dich freilasse, mein Liebling?«, fragte er.

Und da war ihr klar, dass er ihr ein Messer an die Kehle hielt.

Nein, bitte bring mich nicht um, flehte etwas in ihr. Es war jener winzige Teil ihres Bewusstseins, der leben und daran glauben wollte, dass immer noch Hoffnung bestand. Und der verängstigte, gequälte Teil in ihr, der es nicht länger ertragen konnte zu leiden, sagte laut: »Ja, bitte. Bitte lass mich frei.«

Und mit einem kurzen, tiefen Schnitt der scharfen Klinge beendete er ihre Beziehung.